

Carl Friedrich von Weizsäcker

Das Schöne

Vortrag, gehalten zur Eröffnung der Salzburger Festspiele, Juli 1975. Gedruckt in «Universitas», 31. Jahrgang, Heft 1; C. F. v. Weizsäcker, *Der Garten des Menschlichen* (München, 1977), 134–144; ders., *Zeit und Wissen* (München, 1992), 409–420.

Viens-tu du ciel profond ou sors-tu de l'abîme, O Beauté?

Kommst du aus der Tiefe des Himmels zu uns oder steigst du auf aus dem Abgrund, Schönheit?

5 Wir Menschen, endliche Wesen, zwischen die zwei Unermeßlichkeiten des Himmels und der Hölle gespannt, welcher von beiden sollen wir für die alles erschütternde Macht der Schönheit den Dank abstaten?

10 Ein stillerer Dichter als Baudelaire, sein Zeitgenosse Mörike hat anders vom Schönen gesprochen. Ich zitiere das ganze Gedicht:

Auf eine Lampe

Noch unverrückt, o schöne Lampe, schmückest du,

15 An leichten Ketten zierlich aufgehangen hier,

Die Decke des nun fast vergessnen Lustgemachs. Auf deiner weißen Marmorschale, deren Rand

20 Der Efeu Kranz von goldengrünem Erz umflieht, Schlingt fröhlich eine Kinderschar den Ringelreihn. Wie reizend alles! lachend, und ein sanfter Geist

Des Ernstes doch ergossen um die ganze Form –

25 Ein Kunstgebild der echten Art. Wer achtet sein?

Was aber schön ist, selig scheint es in ihm selbst.

Viens-tu du ciel profond ou sors-tu de l'abime – was aber schön ist, selig scheint es in ihm selbst – um solche Stimmen über das Schöne zu hören, muß man wohl ins versunkene bürgerliche Jahrhundert zurück-
5 gehen, in die Zeit vor der Ernüchterung durch den Beginn der Weltkriege. Unsere Zeit mißtraut dem Schönen. Nicht von ihm will sie sich erschüttern lassen, seine Seligkeit glaubt sie ihm nicht. Von diesem unserem Mißtrauen will ich im heutigen Vortrag ausgehen.

10 Die Kritik an der Tradition ist eine der großen Traditionen Europas. So hat auch das Mißtrauen gegen das Schöne Vorläufer im abendländischen Denken seit den jüdischen Propheten, den griechischen Philosophen, der Nüchternheit der Römer. Wenigstens vier
15 Kritiken am Schönen kennen wir aus der Tradition: Das Schöne ist nicht nützlich. Das Schöne ist nicht gerecht. Das Schöne ist nicht wahr. Das Schöne ist nicht fromm.

Das Schöne ist nicht nützlich. Die Faulen genießen
20 den Zauber des Schönen, die Fleißigen produzieren Güter zum eigenen und fremden Nutzen. Der Wert des Schönen ist nur subjektiv, er beruht auf einem irrationalen Gefühl.

Das Schöne ist nicht gerecht. Zwischen Ästhetik
25 und Ethik ist eine tiefe Kluft befestigt. Die Reichen veranstalten Festspiele, die Armen hungern. An ästhetischen Kriterien erkennen einander die Angehörigen herrschender Klassen. Kunst, die heute wahrhaftig sein will, muß häßlich sein.

30 Das Schöne ist nicht wahr. Kunst ist schöner Schein. Das Schöne ist nicht selig, es ist Kalkstein und Kupfer, es ist ein Dokument einer handwerklichen Kultur. Nicht das Werk ist selig; der Beschauer vielmehr, der sich aus der Haltung der Wahrheitssuche in die des
35 ästhetischen Genusses verliert, genießt seinen Realitätsverlust als vorübergehende Seligkeit. Die Dichter zeigen den Menschen nicht die Wirklichkeit, sagt Plato, sondern sie zeigen ihnen das Abbild eines Abbilds.

Das Schöne ist nicht fromm. Luzifer war schön;
40 deshalb fiel er von Gott ab. Schönheit ist die abgöttische Vollendung von etwas Weltlichem. Sie entflammt aus einem von der Gottheit abgelösten Funken ein verführerisches Feuer, dessen Nährstoff der Trieb ist, und das, wenn es ausgebrannt ist, einen Leichnam aus
45 Asche zurückläßt. Sie ist einer der letzten Kreuzwege für Hochbegabte, der sie vom Pfad zum Himmel auf den Pfad zur Hölle ablenkt.

Diese vier Kritiken sind, so scheint mir, wichtige Halbwahrheiten. Sie lassen sich auf eine einzige

zusammenziehen, nämlich auf die Behauptung, das Schöne sei nicht wahr. Wäre der Sinn für Schönheit ein Vermögen, Wirklichkeiten zu erkennen, so könnte er nützlich werden, bis ins Ökonomische hinein. Wäre Sinn für Schönheit wahrhaftig, so würde er seine ungerechten Folgen als eine Häßlichkeit wahrnehmen und überwinden. Stünde der Sinn für Schönheit in der Wahrheit ließe er sich von Gott nicht trennen.

Nun behaupte ich aber: Schönheit ist eine Form der Wahrheit. Schönheitssinn ist ein Sinn, d. h. ein besonderes Wahrnehmungsvermögen für Wirkliches. Wer jedoch Schönheit als eine Form der Wahrheit bezeichnet, behauptet der nicht eine Objektivität des Subjektiven, eine Rationalität des Irrationalen, die Vernunft eines Affekts? Meine Antwort ist: ja, genau das will ich behaupten. Es gibt eine Rationalität des Irrationalen, genauer gesagt eine Vernunft der Affekte, in der sich Subjektives, gerade in seiner Subjektivität, als objektiv, als Erkenntnis erweist.

Was ist denn Wahrnehmung? Ehe ich von der hochdifferenzierten Wahrnehmung des Schönen spreche, erläutere ich das Wahrnehmen am einfachsten Fall, der direkten Sinneswahrnehmung. Was ist Sinneswahrnehmung? Es gibt mancherlei Sinne. Wir wollen vier Beispiele betrachten.

Ich fahre im Halbdunkel schnell mit dem Wagen auf der Autobahn. Auf einmal sehe ich auf der falschen Seite, auf meiner Fahrbahn, mir einen Wagen entgegenkommen. Ich sehe – Gesichtswahrnehmung.

Nach steilem Aufstieg liege ich in der sonnigen Bergwiese und höre die Bienen summen. Ich höre – Gehörswahrnehmung.

Ich koste die Marmelade – ah, Erdbeeren! Geschmackswahrnehmung.

Und als viertes nochmals das Sehen: In den Ständen des Vatikan stehe ich vor Raffaels Schule von Athen. Ich sehe zwei Lehrer im Gespräch aus der Pforte treten, den Mann Aristoteles, ein schweres Buch mit der Linken gegen die Hüfte stemmend, mit der Rechten auf die Fülle des Wirklichen vor und unter unsweisend und den Greis Platon, dessen sanft erhobener Zeigefinger zum Himmel deutet.

Was also ist Sinneswahrnehmung? Die übliche Analyse unterscheidet dreierlei an ihr: die reine Empfindung des Sinnesorgans; das Urteil, das diese Empfindung deutet; den Affekt, den das Urteil auslöst. Ich sehe die mir entgegenwachsende rote Kontur; ich denke: ein Wagen auf der falschen Fahrbahn; ich erschrecke über die Gefahr. Ich höre ein Summen; ich

denke: Bienen; ich genieße den Frieden der Natur. Ich
schmecke den süßen Geschmack; ich denke: Erdbee-
ren; ich begehre nach mehr. Ich sehe Farbflecken an
der Wand; ich denke: Platon und Aristoteles; ich lebe
5 in der künstlerischen Vergegenwärtigung klassischer
Philosophie. Aber diese Trennung in Empfindung, Ur-
teil und Affekt liegt nicht im Phänomen selbst, sie ist
ein Werk der nachträglichen Analyse. Das Phänomen
wird viel direkter beschrieben, wenn ich sage: Ich se-
10 he die Gefahr; ich höre den Frieden der Bergwiese;
ich schmecke die verlockende Erdbeere; ich sehe die
Schule von Athen. Und der Affekt ist nicht das Ende
der Einheit des Akts der Wahrnehmung. Wahrneh-
men und Handeln sind nicht zu trennen. Die Gefahr
15 – schon habe ich am Lenkrad gerissen. Das Summen
auf der Wiese – ich habe mich schon entspannt. Der
Erdbeergeschmack – ich beiße weiter zu. Die Schule
von Athen – schauend sinne ich über die Schönheit
des Wahren.

20 Die Verhaltensforschung an den Tieren lehrt uns,
daß die Einheit von Wahrnehmen und Handeln das
Ursprüngliche, einfache, leicht Verständliche ist. Hin-
gegen bedeutet die Fähigkeit, Wahrnehmen und Han-
deln zu trennen, eine hohe Entwicklungsstufe. Sie erst
25 gestattet uns Menschen, reaktives Handeln durch ak-
tives zu ersetzen. Sie erlaubt uns, nicht zu müssen,
sondern zu wollen. Der Schatz vergangener Wahr-
nehmungen im Gedächtnis steht dem frei entschei-
denden Menschen zur Verfügung, belegt mit den ge-
30 hemmten Reaktionen, die Affekte heißen, mit den
Vorstellungsbildern ungetaner Handlungen, die Be-
griffe und Urteile heißen. In dieser hochdifferenzier-
ten Erlebnisweise nun wurzelt ein Phänomen, das
ich die Mitwahrnehmung der höheren Stufe nennen
35 möchte, und eine solche Mitwahrnehmung ist, wenn
ich nicht irre, der Sinn für das Schöne. Wir Menschen
nehmen mit jedem einzelnen Sinneseindruck, jedem
einzelnen Urteil, jedem einzelnen Affekt zugleich das
Höhere, Allgemeingültige wahr, das diesen Eindruck,
40 dieses Urteil, diesen Affekt erst möglich macht. Aber
wir können das Höhere vom Einzelnen oft kaum un-
terscheiden und werden ratlos, wenn wir sagen sol-
len, was denn das mitwahrgenommene Höhere ist.
In jedem wahren Satz nehmen wir das Phänomen
45 der Wahrheit mit wahr, in jeder geforderten guten
Handlung die moralische Ordnung, und eben in je-
dem schönen Eindruck, in jedem schönen Kunstwerk
die geheimnisvolle Wirklichkeit des Schönen. Was
sind diese mitwahrgenommenen Wirklichkeiten?

Man soll nicht erwarten, auf solche Fragen einfache Antworten zu erhalten. Sie sind Fragen nach dem Grund der menschlichen Kultur. Aber die menschliche Kultur ist nichts Einfaches, und auch ihre letzten Voraussetzungen drücken sich in ihr nicht unabhängig von der Geschichte aus. Lernen wir fremde Kulturen kennen, so erkennen wir in ihnen oft eine ganz andere Anordnung und Benennung der Prinzipien. Wählen wir, da vom Schönen die Rede ist, die altjapanische Kultur als Beispiel! Bis heute ist die japanische Kultur von allen Kulturen der Welt am meisten ästhetisch geprägt. Kein spürsamer Europäer, der Japan besucht, kann sich diesem Eindruck entziehen. Aber vielleicht bezeichnen wir Europäer das, was wir dort wahrnehmen, falsch, wenn wir es mit unseren Begriffen des Ästhetischen benennen, denen so leicht etwas Unverbindliches, fast Uernstes, Unwahres anhaftet. Wie hängt in Japan das Schöne mit dem Sittlichen und mit dem Rationalen zusammen? Ist das Ritual der japanischen Höflichkeit, das europäischen Rigoristen der Wahrhaftigkeit oft ärgerlich wird, nicht eine strenge ästhetische Stilisierung sozialer Beziehungen, eine Weise, sie erträglich zu machen? Ist der ästhetische Sinn für Harmonie nicht in allem ostasiatischen Denken und Fühlen ein Vermittler der Integration, ein Sensorium für Ganzheit, ein Wahrnehmungsvermögen, das wir Europäer mit der mühsamen Reflexion, die wir Vernunft nennen, nicht ersetzen können, und daß wir ständig, für asiatische Feinfühligkeit schmerzhaft, verletzen?

Aber so verschieden die Kulturen sind, doch ist der Dialog zwischen ihnen nicht ausgeschlossen; vielleicht ist er das größte Versprechen unserer Zeit. Die Prinzipien wie das Nützliche, das Sittliche, das Schöne sind gleichsam Plateaus auf denen sich menschliches Wahrnehmungs- und Handlungsvermögen immer wieder einspielt. In jeder Kultur stehen diese Plateaus anders zueinander, aber doch kann man sie in jeder Kultur wiedererkennen. Kulturelle Strukturen weltumfassend zu beschreiben vermag aber heute vielleicht noch niemand. So kehre ich bewußt in den engen Horizont der abendländischen Tradition zurück und frage noch einmal, was denn in ihm das Schöne bedeute.

Ich wage nun eine weitere Vermutung: Das Schöne ist eine Erscheinungsweise des Guten, und zwar eine Erscheinungsweise des Guten in indirekter Mitwahrnehmung. Was soll das heißen? Ich habe ein neues Wort eingeführt: das Gute. Damit meine ich nicht nur

das moralisch Gute. Ich spreche vom Guten, wie wenn man sagt: ein guter Schuh, der nicht drückt; ein guter Sportsmann, der siegt; ein guter Forscher, der etwas entdeckt. In der europäischen Philosophie hat Platon
5 das höchste Prinzip als das Gute bezeichnet. Auf das Gute weist sein Zeigefinger in Raffaels Bild. Heute spricht man, nicht verständlicher, aber meist weniger durchdacht, von Werten. Das Grundphänomen des Guten mag darin bestehen, daß wir stets nicht bloß
10 wahrnehmen, wie etwas ist, sondern mitwahrnehmen, wie es wohl sein sollte. Und indem wir zu jedem Ding, zum Schuh, zum Sportsmann, zu einer sittlichen Handlung, mitwahrnehmen, wie es sein sollte, nehmen wir das noch umfassendere Phänomen des
15 Guten selbst mit wahr, eben das Phänomen, daß es anscheinend zu allem seine beste Möglichkeit, sein Gutes gibt, an dem wir seine Erscheinung messen.

Es gibt direkt mitwahrgenommene Formen des Guten. Zu ihnen möchte ich das Nützliche und das
20 sittlich Gerechte zählen.

Beginnen wir beim Nützlichen. Nützlich nennt jeder, was gut ist für ihn selbst. Broterwerb ist nützlich, denn man will leben. Im Stück Brot nehme ich, wenn ich Hunger habe, das, wofür es gut ist, unmittelbar
25 mitwahr. Mit dem Begriff Brot ist seine Nützlichkeit in direkter Mitwahrnehmung gegeben. Ausbildung ist nützlich, sie erleichtert den Broterwerb, gestattet leichteres Leben, Luxusgüter, selbst den Luxus des Schönen. Aber ist das leichte Leben, ist der Luxus,
30 ist das Schöne denn nützlich? Absurde Frage, wird man sagen. Das Nützliche ist stets ein Mittel zu einem Zweck. Erst der Zweck ist das Gute. Überleben ist gut, das scheint selbstverständlich. Ist Bequemlichkeit gut? Luxus? Schönes? Ist das, was diesen vielleicht
35 fragwürdigen Gütern dient, wahrer Nutzen? Kenne ich denn mein wahres Interesse?

Es gibt einen Weg, die Frage nach dem wahren Nutzen, dem wahren Interesse zu beantworten; es ist der Weg der Moral, der Ethik. Sein Leitstern ist
40 die Aufhebung des egoistischen Nutzenbegriffs. In Wahrheit nützt mir nicht, was mir allein nützt, sondern was den Mitmenschen, der Gemeinschaft, der Gesellschaft nützt. Dieser Weg führt zu dem zweiten Plateau, zu dem Prinzip, das uns unter dem Titel des
45 Gerechten oder des Sittlichen zu Gesicht gekommen ist. Der Lebensnerv des Sittlichen liegt in einem qualitativ anderen Erlebnis als dem der Nützlichkeit, sei es auch die Nützlichkeit für die Gemeinschaft. Wenn ich im Mitmenschen den Menschen erkenne, so löst

diese Erfahrung die Schranken des Ich. Sie läßt mich überhaupt erst erkennen, daß das Ich eine Schranke, ja die Quelle unendlicher Leiden ist. Der Kern der Sittlichkeit ist eine Erlösungserfahrung: der Erlösung von der Blindheit, die den Namen Ich trägt. Eben darum soll ich weder gegen meine Mitmenschen meinen Egoismus durchsetzen noch mich ihrem Egoismus beugen, sondern ich soll suchen, mit ihnen gemeinsam diese erlösende Erfahrung zu gewinnen, indem wir gemeinsam ihr gemäß handeln. Ich soll Gerechtigkeit suchen.

Warum aber ist das bloße Ich blind? Ein Rückblick auf die Geschichte des organischen Lebens gibt uns einen Wink. Das Ich ist tierisches Erbe, wenn auch erst der Mensch, zumal der europäisch-neuzeitliche Mensch, es, vor allem durch das vielgesichtige Werkzeug der Macht, aufs höchste ausgebildet hat. Im organischen Leben sind drei Prinzipien wirksam: die Erhaltung des Individuums, die Erhaltung der Art, die Weiterentwicklung. Die Erhaltung des Individuums hat die scheinbar früheste, aber nicht die höchste Priorität. Sie ist Vorbedingung, aber nicht Ziel der Erhaltung der Art, geschweige denn der Weiterentwicklung. Die Erhaltung des Individuums ist durch Triebe gesichert: Hunger, Furcht. Das Ich als seelisches Phänomen ist der Inbegriff und die Steuerung der psychischen Prozesse, die der Erhaltung des Individuums dienen. Nichts ist aber dem Individuum so gewiß wie der Tod. Der Mensch ist das Tier, das weiß, daß es sterben muß. Darum ist die Erlebniswelt des menschlichen Ich gezeichnet von der leise oder ausdrücklich mitwahrgenommenen Vergeblichkeit. Die Blindheit des animalischen Ich ist, daß es nicht in der Reflexion weiß, daß es sterben muß. Die Blindheit des menschlichen Ich ist Verblendung, sie ist die Nötigung, von der Vergeblichkeit wegzublicken. Deshalb ist Erlösung von den Interessen des Ich ein Sehendwerden.

Das Sittliche ist aber nicht das letzte Prinzip. Es ist eine befreiende Erziehung zu einer Weise der Wahrnehmung, aber es ist kein Inhalt. Der kategorischen Imperativ bleibt ein formales Prinzip. Das Sinnproblem, das Problem des wahren Interesses stellt sich der Gemeinschaft, wie es sich dem Einzelnen gestellt hat. Ich vermute nun: der uns angeborne und kulturell weitergebildete Schönheitssinn ist eine Wahrnehmung von gewissen Zügen des Sinns, des größeren Zusammenhangs, und zwar gerade von solchen Zügen, die einerseits lebenswichtig sind, andererseits

sich dem direkten Urteil über Nützlichkeit entziehen.

Schönheit ist eine Mitwahrnehmung des Lebensnotwendigen, aber indirekt, ohne das Pathos der Notwendigkeit. Beginnen wir mit elementaren Lebensinteressen, an die sich unser technisches Zeitalter soeben, hoffentlich nicht zu spät, zu erinnern anfängt. Wenn ich in meiner Wiese liege, was nehme ich wahr? Ich sagte: ein Summen – nein, die Bienen – nein, den Frieden der Natur. Ist dieser Affekt des Friedens bloß subjektiv oder ist er die Wahrnehmung von etwas Wirklichem? Er ist eine Wahrnehmung. Was er wahrnimmt, nennt die heutige Wissenschaft das ökologische Gleichgewicht. Die Evolution hat vor mehr als hundert Millionen Jahren zur gleichzeitigen Herausbildung zweier organischer Formen geführt, die aufeinander angewiesen sind: der Blütenpflanzen, die durch Farbe, Form und Duft Insekten zur Bestäubung anlocken, und derjenigen Insekten, die von Blütenstaub und Nektar leben. Viel später hat sich der Mensch in dieses Gleichgewicht hineinentwickelt, und als Sammler, Ackerbauer und Viehzüchter ist er auf dessen Produkte, auf diese Pflanzen oder die diese Pflanzen essenden Tiere angewiesen. Wenn er dieses Gleichgewicht als schön wahrnimmt, so nimmt er die Harmonie wahr, im Beispiel der Wiese sinnlich dargestellt, die Harmonie, ohne die er nicht leben könnte.

Eine Menschheit, die die Schönheit des Landschaftsgleichgewichts als ökonomisch belanglos mißachtet und zerstört, eine solche Menschheit ist ver-rückt. Sie begeht damit fast stets auch einen ökonomischen Fehler, der sich als Fehler erweist, wenn es zu spät ist. Natürlich sage ich nicht, der Mensch dürfe die Natur nicht verändern. Das wäre absurd. Aber der Schönheitssinn ist ihm mitgegeben, um auch seine eigenen Werke mit einem anderen Masstab zu messen als dem Masstab dessen, was er in der Verblendung des im Augenblick lebenden Ich für nützlich hält. Wie herrlich sind alte Kulturlandschaften! Als ich zum erstenmal aus Nordamerika, das ich bewundere und liebe, zurückkehrte, war ich bis zu Tränen gerührt von der Schönheit einer Landschaft am Bodensee oder in Umbrien, wo seit Jahrhunderten jeder Baum und jedes Haus dort stand, wo Menschen mit Schönheitssinn es haben wollten. Die heutigen Krisen Amerikas sind auch die Krisen puritanischer Verächter der Schönheit.

Viens-tu du ciel profond ou sors-tu de l'abîme?
Wenn Baudelaire so fragt, meint er nicht die Landschaftsharmonie und nur mitschwingend meint er die

Kunst. Er meint die erschütternde Macht der leiblichen Schönheit, er meint die Schönheit, die zur Leidenschaft der Liebe zwingt. Nun ist auch die Liebe tierisches Erbe, und Tiere sind um der Liebe willen mit bunten Gewändern und barockem Zeremoniell geschmückt, Gewändern und Zeremoniell, die für die Selbsterhaltung des Individuums nutzlos, ja schädlich wären. Als Biologen meinen wir das Gute dieses Schönen mit Händen zu greifen. Die geschlechtliche Liebe soll hinreißend und herrlich sein, denn sie verlangt vom Individuum den einen unerläßlichen Schritt aus dem Verhaltensmuster der Selbsterhaltung heraus, der zur Arterhaltung nötig ist. Einmal im Leben muß das Tier, von der Icherhaltung her gesehen, wahnsinnig werden. Für den Menschen aber ist die erotische Liebe neben der Sittlichkeit eine zweite, völlig andere Art der Erlösung vom Ich geworden, die rückwirkend auf das Ich dieses zu einer ihm nun erst zugänglichen Reife treibt. Gemeinsam ist beiden, bei aller Verschiedenheit der Erlebensweise, eine Qualität des Empfindens, die man vielleicht Seligkeit nennen darf: die hinreißende Seligkeit des erotischen Rauschs, die stille Seligkeit der guten Tat, bescheidener, des guten Willens. Vielleicht rührt diese Gemeinsamkeit davon, daß beide Schritte die Blindheit des Ich sprengen und uns etwas ganz Anderes sehen lehren. Denn der Kern der Wirklichkeit ist, wie die Inder lehren, die Dreiheit von Sein, Bewußtsein und Seligkeit.

Was aber schön ist, selig scheint es in ihm selbst. Die Kunst ist die bewußte Darstellung der Erscheinungsweise des Guten, die wir das Schöne nennen. Über die Kunst und die Künste zu sprechen, wäre Gegenstand eines neuen Vortrags. Hier nur noch ein paar Überlegungen zu dem Satz von Mörike.

Es gibt einen Briefwechsel zu diesem Satz zwischen Emil Staiger und Martin Heidegger. Staiger meint, Mörike erweise sich als Epigone, indem er nicht mehr zu sagen wage: was schön ist, selig *ist* es in ihm selbst, sondern nur: selig *scheint* es. Heidegger erwidert, Scheinen heiße hier nicht den Anschein erwecken, sondern gleichsam Leuchten. Scheinen ist ein Sein, das in Erscheinung tritt. Wer von den beiden Interpreten hat Recht? Ich vermute, daß der verletzte Mörike so empfunden hat wie Heidegger, aber so gesprochen hat, daß Biedermeier und heraufkommendes Industriezeitalter in ihren Vorurteilen nicht gestört wurden; vielleicht nennt man so sensible Menschen Epigonen.

Mörike wendet hier, ich weiß nicht ob bewußt,

einen Satz Kants ins Objektive. Kant, der gewiß kein künstlerischer Mensch war, hat mit dem ihm eigenen präzisen Tiefblick das Schöne als den Gegenstand eines ohne Begriff als notwendig erkannten interesselosen Wohlgefallens bezeichnet. Ohne Begriff als notwendig erkannt – das ist, was ich die Rationalität des Irrationalen, die affektive Wahrnehmung genannt habe. Interesse nennt Kant das Wohlgefallen, das wir mit der Existenz eines Gegenstandes verbinden. Interesseloses Wohlgefallen also verlangt nicht nach der Existenz, gröber gesagt, es verlangt nicht nach dem Besitz des Gegenstands. Mörrike sagt: was schön ist, selig scheint es *in ihm selbst*. Nicht meine Seligkeit ist wichtig. Das Sein des Schönen scheint in ihm selbst. Dieses Scheinen ist seine Seligkeit. Gewiß, die schöne Lampe war ein Werk von Menschen, für Menschen gemacht. Aber unsere Seligkeit beim Machen oder Anschauen ist eben Teilhabe an ihrer Seligkeit. So sind auch in der Natur die Maserung eines Holzes, das Innere einer Muschelschale, die Ätzfläche eines Kristallbruchs, alle nicht zum Sehen bestimmt, doch nicht weniger schön als ein Schmetterlingsflügel oder das Balzkleid eines Vogels. Vielleicht ist die allgegenwärtige verborgene Mathematik der Natur der Seinsgrund aller Schönheit – auch das ein Gebiet, das ich im heutigen Vortrag nicht mehr betreten kann. An dieser Stelle erweist sich dann die Streitfrage, ob Kunst schön sein muß oder ob sie, um wahrhaftig zu sein, häßlich werden muß, als eine Scheinfrage, entstanden indem das Wort «schön» um ein Gedankenstockwerk zu oberflächlich verstanden worden ist. Ob ein Werk nun akademisch schön oder expressiv häßlich ist, in beiden Fällen gibt es den Unterschied zwischen einer nur für den oberflächlichen Blick geleisteten Erfüllung der Forderungen der Schulmeinung, der es sich fügt, und jenem inneren Scheinen, das ihm keine gute Absicht geben kann, und das Wahrnehmung von Wirklichkeit vermittelt.

Um aber noch einmal zu der uns so viel bequemeren subjektiven Sprache zurückzukehren: Die innere Seligkeit des Kunstwerks stellt dar, daß es nicht auf uns ankommt. Sie deutet die Erlösung von den Interessen des Ich an. Aber wie steht es dann mit den Kritiken am Schönen, mit denen wir begannen? Wo die Existenz, wo der Besitz des Schönen selbst ein Interesse wird, dort ist Gefahr. Luzifer, der Schöne, wollte nicht Abglanz des einzig Guten, sondern selbst die Mitte sein. Deshalb scheint das Schöne bald aus dem Himmel, bald aus dem Abgrund zu kommen.

Das Schöne ist wahr und nicht wahr. Es erlöst aus der Blindheit des Begriffs, aber es darf nicht gegen die Vernunft, die von ihm sehen lernt, ausgespielt werden. Die Kluft zwischen Ethik und Ästhetik soll nicht
5 überbrückt werden. Immer sollen wir daran erinnert werden, daß das Schöne an sich noch nicht sittlich, das Gerechte an sich noch nicht human ist. Und vom Schönen als Gegenwart müssen wir auf den Boden des Nützlichen zurückkehren. Noch im Festspiel soll
10 uns das Bewußtsein begleiten, daß das Thema heißt: Brot für die Welt. Noch in der Arbeit am Brot soll die schmerzhaft Seligkeit einer Melodie von Mozart bei uns sein.